



Lohnender Ausflug ins Hinterland



Ein Landgasthof, wie man ihn sich vorstellt: «Sonne» in Ebersecken.

PD

EBERSECKEN Es gibt Leute, die behaupten, Ebersecken liege am Ende der Welt, doch gehe dort die Sonne auf. Ganz so falsch liegen sie damit nicht, denn der Ausflug ins Luzerner Hinterland lohnt sich nicht zuletzt aus kulinarischer Sicht. Unkundige mögen angesichts der mitten im Dorf stehenden «Sonne» eine Dorfknelle erwarten, Kenner freuen sich auf 14-Gault-Millau-Punkte (die auf der Homepage tunlichst unterschlagen werden).

Frische aus der Region

Die Speisekarte ist überschaubar, angeboten werden Saisonales und Regionales – auf ausgefallene Experimente wird im Betrieb der Familie Häfliger verzichtet. Das zeigt sich auch beim Gruss aus der Küche: Die Bärlauchsuppe mit sautierten Pilzen ist nicht alltäglich, geht aber auch nicht unter die Kategorie «gewöhnungsbedürftig». Der Entscheid für frische Felchenfilets mit Spargel und neuen Kartoffeln einerseits und Entrecote mit Gemüse und Pommes frites andererseits wird nicht bereut: Die Felchen sind zart, schmackhaft das Fleisch. Die Qualität der Lebensmittel stimmt. Auch optisch gibt das Essen etwas her. Vor allem wirken die Teller nicht überladen, stattdessen wird nachgelegt.

Apropos nachgelegt: Der Service hält mit der Qualität der Küche mit. Gastgeberin Brigit Häfliger beweist zudem bei der Frage nach einem Wein, der zu beiden Gerichten passt, Kompetenz. Der Tessiner Merlot schmeichelt tatsächlich dem Fisch wie auch dem Rind.

So verlockend sich die Dessertkarte ausmacht: Nach diesem Essen braucht kein Supplement. Glace oder Kuchen werden lieber im Rahmen einer Velotour durch die Hinterländer Hügel ausprobiert. Einen süßen Abschluss gibts für die Gäste dennoch: Das pudersüßere bestäubte Mini-Gugelhöplli (stülvoll serviert mit Silbermesser und Tortenspitzenpapier) lassen wir uns nicht entgehen.

REGULA BÄTTIG
regula.baettig@luzernerzeitung.ch

ESSEN ★★★★★

Sehr gut, das Auge isst mit. Kleine Details sorgen fürs gewisse Etwas.

PREIS/LEISTUNG ★★★★★

Angesichts des Gebotenen eher günstig (Entrecote 44 Fr.).

AMBIENTE ★★★★★

Ruhig und gepflegt: passt beim Date wie auch beim Geschäftsessen.

HINWEIS

► Landgasthof Sonne, Dorfstrasse, 6245 Ebersecken, Telefon 062 756 25 14. www.sonne-ebersecken.ch
Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag, 9 bis 0.30 Uhr, Sonntag, 9 bis 17 Uhr.

Die Redaktion wählt die Restaurants für diese Kolumne selbstständig aus. Es können keine Vorschläge eingereicht werden. ◀

Subvention ist kein Grundrecht

KLARTEXT Die Verteilungskämpfe um öffentliche Kulturgelder sind in vollem Gange. Als ob Kultur immer viel Geld kosten müsste. Tatsächlich gibt es viel zu viele selbst ernannte Profis.

ARNO RENGGLI
arno.renggli@luzernerzeitung.ch

Der Betrieb von etablierten Kulturinstitutionen braucht viel Geld, genauso wie der Neubau oder die Sanierung ihrer Gebäude. Ansprüche melden aber auch freie Szenen an, die sich oft und nicht ganz zu Unrecht benachteiligt fühlen. Hinzu kommen viele Kulturschaffende selber, welche nur mit öffentlichen Zuschüssen über die Runden kommen. Derweil vergisst man leicht, dass es genauso wertvolle Kultur gibt, die den Steuerzahler kaum etwas kostet.

Zwischen Kommerz und Liebhaberei

Etwas grob gesagt, gibt es aus finanzieller Sicht drei Arten von Kultur: Die erste finanziert sich ganz oder grösstenteils selber, hängt also nicht am öffentlichen Tropf. Zum Dank wird sie gerne als kommerziell und damit vermeintlich minderwertig verschrien. Vor allem von solchen, die am Tropf hängen.

Zum zweiten gibt es eine breite Amateurkultur, gemacht von Menschen, die damit nicht Geld verdienen wollen. Gerade die Zentralschweiz ist mit all ihren Theater- und Musikvereinen eine in Bezug auf die Dichte wohl weltweit einmalige Region. Auch diese Kultur wird oft unterschätzt, vielleicht nicht primär qualitativ, sondern was ihren Beitrag an kulturelle Bildung und Atmosphäre einer Gesellschaft betrifft.

Dürrenmatt auch von Laien wertvoll

Wenn ein Leserbriefschreiber unlängst mahnte, dass subventionierte Theaterhäuser ja Dürrenmatt und andere wichtige Autoren spielen und damit einen Gegenpol zur Sitcom- und Castingwelt des Fernsehens bilden, hat er Recht.

Aber solches leisten auch andere, nicht zuletzt Amateurgruppen. Und es ist nicht einzusehen, warum eine Produktion in einem professionellen Haus in dieser Beziehung wertvoller sein sollte, als wenn, wie gerade jetzt, das MTM Theater Rothenburg Dürrenmatts «Die Physiker» spielt. In einer Produktion, die vergleichsweise wenig kostet.

Zwischen kommerzieller und Amateurkultur gibt es nun noch eine dritte Art: die mehrheitlich subventionierte



Auch Amateure bieten wertvolle Kultur: Dürrenmatts «Die Physiker», derzeit gespielt vom MTM Theater Rothenburg, mit Luzia Wicki als eiskalte Dr. von Zahnd.

Bild Martin Egger

Kultur. Also diejenige, die sich nicht selber finanzieren kann, die, etwas grob gesagt, nicht marktauglich ist. Und die gleichzeitig oft mit grossem Selbstbewusstsein auftritt in der Ansicht, sie sei besonders wertvoll.

Immaterieller Gewinn

Keine Frage, es bedarf solcher Kultur. Und es ist klar, dass gewisse Formen nie kostendeckend sein werden. Wenn eine Stadt wie Luzern ein eigenes Theater will, braucht das Geld. Und man ist gewillt, es auszugeben, im Wissen, dass ein solches Theater «Gewinn» abwirft, den man nicht in Franken messen kann. Aber auch diese Arten von Theatern müssen sich zumindest die Frage nach Kosteneffizienz gefallen lassen. Etwa ob es wirklich für die hintersten und letzten Choristen bezahlte Profis braucht.

Die Durchlässigkeit zwischen Profis und Amateuren ist zum Glück am Wachsen, im Amateurbereich wirken etwa vermehrt professionelle Regisseure oder Dirigenten, derweil etwa das Luzerner Theater bei verschiedenen Projekten Kinder oder andere Amateure involviert: eine wechselseitige Bereicherung.

Neben den Institutionen gibt es auch eine individuelle Seite: Kulturschaffende, die nicht marktauglich sind

und trotzdem den Anspruch erheben, von ihrer Kunst leben zu können oder zumindest etwas damit zu verdienen.

Viele von ihnen soll man unterstützen: weil ihre Kunst eine echte Bereicherung ist und sie diese nur unter professionellen Bedingungen und womöglich – wie etwa ein Filmemacher – nur mit Vorabinvestitionen ausüben können. Zudem braucht es Nischen für Experimentelles, wo auch mal was misslingen darf, aber vielleicht etwas Interessantes entsteht.

Es ist die schwierige Aufgabe von Kulturförderungsgremien, die richtigen Leute und Projekte auszusuchen. Aber der Selektionsdruck sollte hoch bleiben. Dass Menschen, um ihre Kunst ausüben zu können, öffentliche Gelder erhalten, darf keine Selbstverständlichkeit sein.

Traum, «davon leben zu können»

Es gibt zu viele Leute, die aus ihrer Entscheidung, Künstler zu sein, ableiten, finanziert werden zu müssen. Nicht nur Selbstüberschätzung spielt dabei eine Rolle, sondern die Ansicht, dass schon der Wille zum Anspruch berechtigt.

Sicher spielt das mediale Umfeld etwa der Castingshows eine Rolle, das vielen suggeriert, sie könnten selber auch zu Erfolg und Ruhm gelangen. Künstlerisches Schaffen (und «irgendwann davon

leben zu können», wie es gerne formuliert wird) ist ein Traum vieler. Aber nur denjenigen, die neben dem Willen auch das Können mitbringen, sollte die Gesellschaft dazu verhelfen. Viele andere sollten beruflich etwas anderes machen. Und ihrer Kunst als Hobby nachgehen.

Das mag hart klingen. Aber ich habe an Castings reihenweise sogenannte professionelle Künstler erlebt, die fast gar nichts konnten und dann das Formular für die Arbeitslosenunterstützung dabei hatten. Ich habe schlechte Bücher gelesen, die kaum jemand kaufte, deren Autoren dann aber Kulturförderung beantragten. Ich habe unfreiwillig komische Filme gesehen von Leuten, die mit Vehemenz auf Förderungsgelder pochen.

Solche Gelder sind kein Grundrecht, sondern ein Privileg, das den Guten vorbehalten sein sollte. Nicht nur den Allerbesten, denn damit die Allerbesten sich entwickeln, braucht es ein Umfeld der Guten. Das ist wie im Sport. Aber auch dort darf ein Drittligakicker zwar von Barcelona träumen, nicht aber beanspruchen, «davon leben zu können».

Und damit sind wir wieder im Amateurbereich, wo fast immer mit sehr wenig Geld sehr viel herauskommt. Weil es die Leute mit Herzblut durchaus auch mit Talent und aus reiner Freude tun.

Die Kissenschlacht im Gesicht

Warum? Das ist die dominierende Frage, wenn ich in letzter Zeit Schnapshots von Madonna, Carla



Caroline Fux über unschöne Schönheitskämpfe

STILSICHER

Bruni oder Courtney Love sehe. Warum tun sich diese Frauen Schönheitsoperationen an, die ihre Gesichter aussehen lassen wie reglose Teigklumpen, in die man mit dem Finger Löcher für Augen, Mund und Nase bohrt hat?

Ist das auch im Alltag schön?

Dabei habe ich nicht einmal prinzipiell etwas gegen Schönheits-OPs. Schlussendlich muss doch jeder selber entscheiden, was er mit seinem Körper anstellen will. Wer weiss, was ich in 20 Jahren mit mir anstellen will? Traurig finde ich einzig, dass diese Eingriffe höchstens dann gut aussehen, wenn die Stars maximal aufgebrelzt an einen Anlass oder ein Fotoshooting gehen. Nicht dass ich regelmässig mit Madonna oder Carla Bruni abhängen würde, aber ich kann mir schlicht und einfach nicht vorstellen, dass so ein Gesicht im

Alltag noch echt und berührend schön ist.

Mit einem überraschenden Votum in die Diskussion eingeschaltet hat sich kürzlich Ashley Judd. Die Schauspielerin wurde nach einem Fernsehauftritt bezichtigt, ebenfalls Operationen gemacht zu haben, die ihr das gefürchtete «Pillow Face», also ein «Kissengesicht», beschert hätten: die Wangen pausbackig, die Stirne wie in Stein gemeisselt und die Augen schmal zusammengedrückt. Nachdem Judds PR-Frau verlauten liess, die geschwollenen Gesichtszüge seien durch starke entzündungshemmende Medikamente entstanden, doppelte die Schauspielerin selbst nach. Sie setzte sich in einem offenen Brief über die Tatsache, wie Frauen in der heutigen Gesellschaft optisch seziert und kritisiert würden. Ein Schicksal, das Männer nie über sich ergehen lassen müssten. Das sei Sexismus, der zu gleichen Teilen von Männern und Frauen angefeuert werde.

Der optische Druck steigt

Ich finde Judds Votum zwar spannend, stimme ihr aber nur teilweise zu. Was den Unterschied von Männern und Frauen angeht: Ich bin überzeugt, dass die Männer hier kräftig am Aufholen sind. Der optische Druck steigt und mit ihm auch die Bereitschaft der Gesellschaft, bei Fehlertritten wie misslungenen Schönheitsaktionen verbal nachzutreten. Diesem Sexismus werden wir tragischerweise in absehbarer Zeit entwachsen sein.

Was das Herziehen über andere Leute, seien sie nun Stars oder Normalos, angeht: Ich finde das bis zu einem gewissen Grad einfach nur menschlich und normal.

Ich schäme mich nicht dafür, dass ich mich öffentlich frage, wie Nena das anstellt, dass sie mit 52 noch aussieht wie mit 32. Ich schäme mich auch nicht dafür, dass ich Madonnas Look fragwürdig finde und ihr unterstelle, in

einer verrückten Branche die Bodenhaftung verloren zu haben.

Ashley Judd hat an jenem Tag übrigens tatsächlich ziemlich bizarr ausgesehen. Ihr hat man eine Schönheitsoperation unterstellt. Wäre sie ein Mann, wäre es wohl Alkoholismus gewesen. Wäre sie Courtney Love, vermutlich beides.

Es hätte also schlimmer kommen können.



Courtney Love nach ihrer Körperrenovierung.
Getty